



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Die Erzgebirger. 1. : Lebensweise und Charakter.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Oesterreichs die Hände zu reichen. Bei den Verhandlungen des wiener Congresses befürworteten besonders Talleyrand und Castlereagh die Restitution des Beltlin an Graubündten; aber in Uebereinstimmung mit den Wünschen der Bewohner setzte Metternich seine Vereinigung mit der Lombardei durch und realisirte hierdurch einen langgehegten Plan des Hauses Oesterreich, wenn gleich jetzt seit der Acquisition des venetianischen Territoriums das Thal und seine Pässe nicht mehr ganz die militärische Wichtigkeit besaßen, wie früher. Als integrierender Theil in den Complex der österreichischen Monarchie aufgenommen, geht die weitere Geschichte des Beltlin in die des gesammten lombardisch-venetianischen Königreichs auf; und es mag aus dieser, was hier nicht unsres Amtes, zu erklären sein, daß bei der Erhebung des Jahres 1848, wie bei der jetzigen die Beltliner unter den ersten waren, welche die Waffen gegen den Herrscher erhoben, den sie einige Jahrzehnte früher selbst gewählt. Wiederum in unsern Tagen sollen die Loose des Krieges das Schicksal Italiens entscheiden, und wenn sich in die Erzählung der verschuldeten und unverschuldeten Leiden eines kleinsten Theils das der historischen Betrachtung doch nicht unwürdige Gefühl des Mitleids eindrängen darf, so wird um so mehr die Hoffnung, mehr noch der Wunsch sein Recht haben, daß aus der gegenwärtigen Krise, wenn auch vielleicht durch manche trauervolle Uebergänge hindurch, ein gedeihliches und erfreuliches Resultat für das ganze Land hervorgehen möge, auf welchem die drei letzten Jahrhunderte seiner Geschichte als drückender Alp gelastet haben und lasten. E.

Die Erzgebirger.

1.

Lebensweise und Charakter.

Wenn das Erzgebirge zu den am wenigsten besuchten Berglandschaften Norddeutschlands gehört, wenn es vom Strom der Lustreisenden bisher fast ganz unberührt geblieben ist, so erklärt sich dies zunächst aus seiner Natur. Der großen Mehrzahl der Sommervögel, welche alljährlich die neuergrünte Welt die Flügel regen läßt, ist es bei ihren Ausflügen mehr um schöne oder „romantische“ Naturbilder, weniger oder gar nicht um das eigenthümliche Leben zu thun, welches die oder jene Gegend in ihren Bewohnern repräsentirt. Schöne oder romantische Landschaften aber besitzt das Erzgebirge nur in mäßiger Anzahl. Es ist für den, welcher sich nur durch starke Eindrücke poetisch angeregt findet, im Allgemeinen ein ziemlich prosaisches Stück Welt.

Das Thal der zwickauer Mulde hat zwar mancherlei Schönheiten, das der Zschopau namentlich in seinem untern Theile mehre ungemein romantische Punkte. Außerordentlich anmuthig ist die Umgebung von Olbernhau mit ihrem Wechsel düsterer Nadelwälder und hellgrüner Buchenhaine. Nirgend aber begegnet das Auge so wirksamen Bildungen und Farben, wie im thüringer Wald oder im Harz, in der sächsischen Schweiz oder im Riesengebirge. Keines der Thäler läßt sich auch nur entfernt mit dem wildzerklüfteten Bodethal oder mit dem Idyll von Reinhardtsbrunn, keiner der Berge sich mit den edlen Formen des Brockens oder seines Basallen, des entzückend schönen Kegels, der die Harzburg trägt, vergleichen. Das Gebirg steigt, mindestens auf der Nordseite, nur ganz allmählig an, ist hier mehr eine schiefe Ebene als ein Gebirg zu nennen. Seine Gipfel sind breite, stumpfe, fast flache Erhöhungen. Nur selten tritt das Gestein zu Tage. Viele Strecken sind waldlos, die bewaldeten fast nur mit einförmigem melancholisch gefärbten Nadelholz bedeckt. Burg- und Klosterruinen, von Sagen umwebt, wie sie die Ufer der Saale schmücken, Wasserfälle, wie sie im Issethal rauschen, wie sie dem kaskadenreichen Riesengebirge entstürzen, fehlen so gut wie ganz. Die Berge liefern Erz und Kohlen, der Wald, durchgehends Kunstproduct, erfreut das Auge des Forstwirths und zerstreut die Befürchtungen vor Holztheuerung, die Gewässer treiben Mühlen und Pochwerke; das Auge des Künstlers aber findet an ihnen allen wenig, was zur Betrachtung, nichts, was zur Nachschöpfung einlode.

Anders stellt sich die Frage für den Reisenden, der mehr nach den Leuten, als nach dem Lande fragt. Romantische Menschen zwar hat das Erzgebirge so wenig wie romantische Berge, Wälder und Gewässer. Die alten Trachten, die alten Sitten und Gebräuche sind verschwunden. Wo ein Restchen Heidenzeit, ein Stück Aberglaube sich verhält, versteckt es sich verschämt vor der Bildung, die in Sachsen längst schon bis in die entferntesten Winkel gedrungen ist. Das Wesen des Erzgebirgers ist bescheidene Nüchternheit, und wer ihn einen excentrischen Charakter nennen wollte, würde ihm unverzeihliches Unrecht thun. Dennoch gehört das sächsische Gebirge in Betreff seiner Bewohner zu den interessantesten Strichen Deutschlands, und zwar nicht bloß deshalb, weil hier der Bergbau die höchste Stufe der Entwicklung erreicht oder weil hier die deutsche Industrie ihre gewaltigsten Werkstätten aufgeschlagen hat. Ein soeben erschienenenes kleines Buch von Berthold Sigismund, ebenso ausgezeichnet durch feine und unbefangene Beobachtung, wie durch anmuthige Darstellung*) gibt ein Bild von der Lebensweise und dem Charakter der Erzgebirger, welches außer jenen Grundzügen noch viele andere enthält, die unsere

*) Der Titel ist „Lebensbilder vom Sächsischen Erzgebirge von Berthold Sigismund. Leipzig, Verlag von Karl V. Korb 1859.“ Das Werkchen zählt zu dem Besten, was wir seit Jahren auf diesem Gebiet gelesen haben.

Theilnahme beanspruchen und uns veranlassen können, den Gängen dessen, der diese Züge sammelte, nachzugehen. Der Verfasser bespricht nach einigen Worten über die landschaftliche Gestalt des Erzgebirges zunächst die Lebensweise des Erzgebirgers, gibt dann einen Abriss der Culturgeschichte des von ihm ins Auge gefaßten Gebiets, dann eine Charakteristik der Bewohner desselben. Hierauf folgen Capitel über Bergbau und Bergleute, über verschiedene Industriezweige, über Zwickau, die Kohlenstadt, und über Chemnitz, das deutsche Manchester. Für Leser, welche das Gebirg selbst zu besuchen wünschen, ist zum Schluß ein Wegweiser angefügt, der auf die wichtigsten Punkte aufmerksam macht.

Es sei uns gestattet, die interessantesten Capitel in ausführlicheren Auszügen mitzutheilen und dadurch zugleich auf ein Talent aufmerksam zu machen, von dem man wünschen muß, es möge ihm erlaubt sein, uns bald in ähnlicher Weise über andere weniger bekannte Gegenden des Vaterlandes zu berichten. Das malerische und romantische Deutschland ist nachgrade genug und übergenuß abkonterfeit worden. Auch die nichtmalerischen und nichtromantischen Striche Deutschlands, die oft weit wichtiger sind als jene vielbeschriebenen, fordern Schilderungen, die allen lesbar sind.

Das Erzgebirge zählt zu den am dichtesten bevölkerten Gegenden Deutschlands. Wo irgend der Pflug gehen kann, ist der Wald verschwunden. Ueberall, in den Windungen der Thäler, wie auf den kahlen rauhen Höhen werden zahllose graue Schindeldächer sichtbar. Man staunt, wenn man in den stundenlangen Dörfern die Jugend aus der Thür der Schule hervorströmen sieht. Das ganze Gebirg erscheint wie ein wimmelnder Ameisenhaufen. Daß nur ein kleiner Theil der Bevölkerung vom Ackerbau lebe, lehrt schon ein Blick auf die Wohnungen. Bauernhöfe mit Stall und Scheune, mit den vor dem Hause aufgeschichteten Düngerhaufen sind im eigentlichen Gebirge eine Seltenheit. Die Dörfer bilden fast nie Gassen, sondern ihre Häuser und Hütten stehen zerstreut oder in kleine Gruppen vertheilt. Die Wände der Häuser sind weiß getüncht, das Balkenwerk dazwischen grau oder schwarz angestrichen, die Dächer in der Regel mit Schindeln gedeckt. Schnitzwerk, Wandmalerei oder Inschriften sucht man vergeblich. Wo sich ein Gärtchen am Hause findet, enthält es fast nur Kartoffeln, niemals eine Blume oder einen Zierstrauch. Sehr oft ragen auf den Dächern Blistableiter empor. Im Innern der Häuser bewohnen — ein Zeichen der Sanftmuth und Verträglichkeit des Volkes — sehr häufig mehre Familien eine Stube. In den meisten dieser Gemächer herrscht Ordnung und Reinlichkeit, in vielen begegnet man an der Spiegelwand einigen Bildern oder frommen Sprüchen unter Glas und Rahmen, in fast allen einigen Blumen, einem Muskat- oder Basilicumstöckchen, und wie auf andern mitteldeutschen Gebirgen herrscht auch hier die Liebhaberei für

Stubenvögel. Sogenannte Vogelnarren aber, wie sie der thüringer Wald in Menge aufweist, mit ganzen Stuben voll Finken und Dompaffien, Kreuzschnäbeln und Hänflingen trifft man ebenso wenig, als wirkliche Blumenliebhaber. Wie alle Neigungen des Erzgebirgers treten auch diese bescheiden, zahm und dürftig auf.

Die Tracht ist allenthalben die städtische, und man wendet überall mehr auf den Kragen als auf den Magen. Sonntags kann man arme Spizenklöpplerinnen in seidener Mantille und weitbauschigem Kleide einherwandeln sehen, die Kost aber, die man genießt, dürfte die ärmlichste aller deutschen Gebirge sein. Das Brot, aus einem Gemeng von Roggen und Hafer bereitet, ist in vielen Orten nur Zuspeise. Es ist eben zu kostspielig. Mehlspeisen, die Schmalz erfordern, kommen nur an Festtagen auf den Tisch, ebenso Milchspeisen. „Mit der Butter, die ein norddeutscher Tagelöhner zum Frühstück ist, würde hier eine Familie die ganze Woche ausreichen.“ Noch weniger ist Fleisch zu erschwingen. Im thüringer Wald rechnet man auf die Quadratmeile der ärmsten Bezirke etwa 650, im Erzgebirge nur etwa 200 Schweine, und im Jahre 1851 berechnete man den jährlichen Fleischgenuß auf den Kopf in Johannegeorgenstadt auf 20, in Schwarzenberg auf nicht ganz 16 Pfund. Das Hauptnahrungsmittel ist die Kartoffel und eine Brühe von Cichorienmehl, die man Kaffee nennt. Beide werden des Tages dreimal genossen. Zu den Kartoffeln ist man häufig Heidelbeerbrei. Die Güte des Kaffees bezeichnen die Frauen scherzhaft durch die Redensart: „Auf sechzehn Tassen fünfzehn Bohnen“. Das Verhältniß ist aber in Wirklichkeit selten so günstig, und die Sage, daß in erzgebirgischen Haushaltungen alljährlich in der Sylvesternacht eine Bohne auf den Boden des Familientopfs genietet wird, die bis zum nächsten Sylvester der Cichoriensuppe ihr Kaffeearom spenden muß, kommt sicher der Wahrheit näher. Tausende von Männern bringen die ganze Woche kein anderes Getränk über die Lippen, manche können sich selbst des Sonntags kein Glas Bier erlauben, und Branntwein wird beinahe nur von Tagelöhnern und Feldarbeitern, von Bergleuten fast niemals getrunken.

Der Verfasser hofft eine Aenderung in dieser bisher von der Nothwendigkeit gebotenen Kartoffelgenügsamkeit, indem er sich von den neuen Eisenbahnen ein Wohlfeilerwerden kräftigerer Nahrungsmittel verspricht. Wir hoffen mit ihm. Allein er sagt selbst, daß die Volksküchen, welche in den letzten Jahren eingerichtet worden sind, nicht genug benutzt werden, und wir glauben nicht, daß der Erzgebirger diese Anstalten verschmäht, weil sie gegen seinen Sinn für Häuslichkeit und Familienleben verstoßen. Von manchem mag das gelten, obwol es uns nicht recht in den Sinn will, daß der gemeine Mann die Empfindung haben soll, eine gemeinsame Küche verwandle sein Dorf in ein Phalan-

stere. Die meisten essen ihre Kartoffeln, trinken ihren homöopathischen Kaffee nur darum fort, weil es ihre Väter und Großväter so gehalten haben, es ist Schlassheit und Schlendrian, es ist die leidige deutsche „Gemüthlichkeit“, was sie zu genügsamen Seelen macht, und es wird geraume Zeit währen, ehe sie sich an Besseres gewöhnen.

Was der Verfasser am Schluß seiner Bemerkungen über den Charakter der Erzgebirger mittheilt, bestätigt unsere Meinung.

Die Bevölkerung des obern Erzgebirges offenbart eine weit größere Gleichartigkeit des Charakters, als bei den Bewohnern anderer deutscher Mittelgebirge zu finden ist, die einen kleinern Flächenraum innehaben. Die Ursache davon liegt darin, daß diese Landschaft weder durch die Bodenbildung, noch durch die Politik in Unterabtheilungen zerpalten ist. Das Terrain des thüringer Waldes und ebenso das des Harzes ist sehr entschieden gegliedert, jener verzweigt sich über acht, dieser wenigstens über vier verschiedene Staaten. Der ganze nördliche Abhang des Erzgebirges dagegen gehört einem und demselben Fürsten, steht fast in allen Beziehungen unter denselben politischen und socialen Bedingungen und hat die gleiche Geschichte durchgemacht. Den Grundtypus im Volkscharakter bilden die Züge, welche uns in der Physiognomie des Bergmanns begegnen. Die industrielle Bevölkerung des eigentlichen Gebirges ist nur ein Ableger dieser Stammpflanze, und zwar ein solcher, in dem sich die Schwächen des Grundstammes mehr entwickelt haben. Um mit Aeußerlichkeiten zu beginnen, so ist der Bergmann mit Ausnahme seltener Fälle nur mittelgroß und fast immer von hagerer Statur. So vor allem der sächsische Bergmann. Daß die Grubenluft davon nicht die alleinige Ursache ist, beweist der Umstand, daß sich auch unter den Waldarbeitern nur gelegentlich große kräftige Gestalten befinden. Noch dürftiger sind natürlicher die Weber und Holzschnitzer und die übrigen Industriellen gebaut. Die kräftigsten Erzgebirger scheinen die mit dem Schmieden des Eisens beschäftigten zu sein, aber auch sie haben nicht den strammen Gang vieler anderer Gebirgsbewohner. Spiele, welche die Muskelkraft herausfordern, sind nirgend gebräuchlich, der ungesunde Tanzboden ist der einzige Tummelplatz der Jugend. Noch weniger Kraftfülle drücken die Gestalten der weiblichen Bevölkerung aus. Die Mädchen sind meist schlank und zart gebaut, die Frauen altern vor der Zeit. Dies ist offenbar Wirkung der Hausindustrie, welche die Frauen in die Stuben bannet, wo zwar sehr stark für warme, aber wenig für reine Luft gesorgt ist, welche sie zu tagelangem Sitzen in gebückter Haltung zwingt und sie bei allem Fleiß nicht vor drückenden Nahrungsorgen zu bewahren vermag. Die Sitte frühzeitigen Heirathens, die ärmliche Kost, die Hungerjahre, die fast über jede Generation hereinbrachen, erklären das Uebrige.

Ein Grundzug in den Gesichtern der Obererzgebirger ist, wie sich aus

dem Gesagten erwarten läßt, der Ausdruck der Sorge um das tägliche Brod. Mit diesem aber paart sich bei der Mehrzahl ein Zug anmuthiger Offenheit und Naivetät. Dies ist bei den meisten Gebirgsbewohnern der Fall, bei wenigen aber ist das Antlig in dem Maße wie bei dem Erzgebirger der Spiegel der Seele. Und wie man leicht in sie hineinblickt, so klar und frei schauen sie wiederum hinaus in die Welt. Daß sie auch von den Theilen der Welt, die jenseit des Horizonts ihres Kirchturms liegen, mehr Kunde haben, als die Bewohner manches andern Gebirgs, merkt man leicht daran, daß sie seltner possirlich neugierige Fragen thun und weniger über das Fremde staunen. Viele haben als Hausirer ein gutes Stück Deutschlands durchwandert, und selbst die an den Webstuhl oder Klöppelsack oder sonst an die Stube Gebundenen werden durch den wechselnden Stand der Geschäfte, die nicht bloß von heimischen Einflüssen abhängen, genöthigt, über die Heimath hinauszudenken.

So viel Mutterwitz die Erzgebirger aber auch von Natur besitzen, und so sehr die künstlichen ökonomischen Verhältnisse, von denen die Mehrzahl derselben abhängt, das Nachdenken herausfordern und üben, so zeigen sie doch nicht den regen Bildungstrieb, den man nach jener Begabung und diesen Verhältnissen von ihnen erwarten sollte. Die saumselige Benützung mancher zur Fortbildung gebotenen Gelegenheiten zeigt deutlich, daß viele selbst den materiellen Vortheil, den höheres Wissen gewährt, nicht erkennen. Die Posaamentirschule zu Annaberg hat gesetzlichen Zwang nöthig, um die Lehrlinge des Handwerks zu Schülern zu gewinnen. Die Sonntagsschulen finden bei weitem nicht die Theilnahme, die ihnen gebührt. Eine für die Schnitzer des westlichen Erzgebirges mit großer Liberalität errichtete Fortbildungsanstalt mußte geschlossen werden, da man sie nicht benutzte. Die Bergschulen werden fleißiger besucht, und dasselbe gilt von den Klöppelschulen, selbst da, wo der Unterricht nicht unentgeltlich ertheilt wird. Von den Arbeitern selbst gestiftete und unterhaltene Bildungsvereine, wie sie in den Manufacturdistricten Englands in Menge blühen, sind nirgend anzutreffen.

Wenn man, meint der Verfasser, einen Erzgebirger der obern Gegenden fragte, was er für das Hauptcharakterzeichen seiner Landsleute hielte, so würde er antworten: was das Leben auf unsern Bergen, in unsern Thälern auszeichnet und uns so lieb sein läßt, das ist seine Gemüthlichkeit. Und es ist wahr, fährt unser Charakterzeichner fort, diese Eigenschaft des deutschen Charakters scheint auf dem Erzgebirg zu gipfeln. Der Erzgebirger ist in noch größerem Maße als der Thüringer und Harzer gesellig. Namentlich die Classen, welche man im engeren Sinn als das Volk bezeichnet, besitzen diese Eigenschaft in hohem Grade. Sehr leicht findet man auf seinen Wanderungen Leute, die sich einem zutraulich nähern und liebenswürdigerweise das Beste zur Unterhaltung beitragen. Der zugeknöpfte Norddeutsche wird dies als Redseligkeit

bezeichnen, der Verfasser unsres Buch findet darin nur eine Aeußerung des gemüthlichen Strebens, sich und andern das Leben angenehm zu machen. Noch erfreulicher gibt sich dieses Bestreben durch die Höflichkeit und Gefälligkeit kund, der man allenthalben begegnet. In jeder Hütte wird man artig empfangen und über das, was man zu erfahren wünscht, nach bestem Wissen belehrt. Fragt man auf der Straße einen Vorübergehenden nach der Entfernung eines Ortes, dem man zustrebt, so hört man häufig die Aeußerung: das ist allerdings noch so und so weit, als wollte der Antwortende zugleich sein Mitleid mit den geplagten Füßen des Wanderers ausdrücken. Nirgend erhält man einen Bescheid, bei dem man durchhört, daß er ungern ertheilt wird. Ein kurz angebundener oder gar ein grober Gesell ist hier seltner anzutreffen, als in manchen südbaierischen oder norddeutschen Orten ein im sächsischen Sinne artiger.

Eine andere Aeußerung obererzgebirgischer Gemüthlichkeit sieht der Verfasser in der Verträglichkeit, die es allein möglich macht, wenn hier ein einziger Raum mehre Haushaltungen beherbergt. Ferner beweist der Erzgebirger seine Gemüthlichkeit durch seine große Anhänglichkeit an die Heimath. Der Schweizer, der Tiroler, der Norweger, der Thüringer fühlt in der Fremde auch Heimweh, aber dennoch wandern von allen diesen Gebirgsbewohnern viele aus, wenn das Leben daheim zu knapp wird. Auf dem Erzgebirge dagegen denkt man trotz Hunger und Kummer nur äußerst selten an ein Verlassen der Scholle, auf der man geboren ist. Nicht einmal von einer Uebersiedlung in eine andere deutsche Gegend will das Volk etwas hören, ja selbst ins Unterland, d. h. in das ebne Sachsen, zu ziehen trägt man Scheu. Nur ungern läßt sich ein Bergmann für die gutlohnende Arbeit in den zwickauer Kohlschachten anwerben, und selten hält er es lange daselbst aus, und zwar nicht bloß deshalb, weil in seinen Augen ein Kohlengräber geringer ist als ein Erzgräber. Zu der Dienstbotenschar der großen Städte der Ebne stellt das Erzgebirge das geringste Contingent. Man befindet sich trotz aller Noth einmal wohler zu Hause, glaubt hier sein Leben besser genießen zu können. „Es geht halt nit immer beim Besten, aber gemiedlich ist's doch auf'm Erzgebarg,“ ist eine Rede, die man oft hören kann.

Und wirklich, die Erzgebirger leisten in der Kunst, des Harns zu vergessen, Bedeutendes. Sie sind deshalb nicht als ein Volk aufzufassen, das leichtsinnig und sorglos in den Tag hineinlebt. Sie wissen im Gegentheil sehr wohl, daß jede Mißernte, jede Handelskrise ihnen das bitterste Glend bringen muß. Aber sie wissen zugleich, daß man sich in dieser ernstern Welt auch gelegentlich, und zwar so oft es angeht, ein Vergnügen machen muß, und da dies bei ihren geringen Ansprüchen sehr oft angeht, so sind sie in der That ein recht lustiges Völkchen. Oberwiesenthal ist eines der armseligsten Dertchen der Welt; dennoch

werden hier allmonatlich zwei Bälle abgehalten. Bei einem Verdienst, bei welchem leipziger oder dresdner Arbeiter betrübt zu Hause bleiben würden, zieht das junge Volk erzgebirgischer Städtchen des Abends mit Sang und Klang durch die Gassen, so daß ein Fremder in einer Universitätsstadt unter fidelen Studiosen zu sein glauben könnte, die sich einen „kleinen Brand angetrunken“ haben, während diese jungen Arbeiter sich begnügen müssen, „des Mondes Silberschein zu trinken.“ Und nicht bloß die Jugend versteht sich auf die Kunst, sich mit wenig Aufwand lustig zu machen. Ein Bergfest, ein Vogelschießen bringt auch die Alten auf die Beine, und jeder Sonntag, wo man sich ein Glas Bier gönnen darf, erinnert den Fremden, der die heitern Gesichter sieht, an Rafaels Kunststück, mit einem einzigen Pinselstrich Weinen in Lächeln zu verwandeln.

Der Verfasser ruft aus: Gesegnet sei eure heitere Lebenskunst, ihr gemüthlichen Erzgebirger! So ruft gewiß jeder aus, der mit angesehen, wie roh viele englische Fabrikarbeiter sich lustig machen am Sonnabend und an dem streng gefeierten Sonntag. Gesegnet sei eure Fröhlichkeit, so lange sie euch lehrt, euch in Ehren zu freuen! Sie ist noch mehr werth als eure vielgepriesene Genügsamkeit!

Die Gemüthlichkeit nämlich hat auch ihre große Schattenseite, und der Verfasser ist gegen diese nichts weniger als blind. „Ist es,“ fährt er fort, „wirklich eine so große Tugend, nicht über die Lebensweise, die einförmige Kartoffelkost zu murren, wenn man von Jugend auf an sie gewöhnt ist und fast alle Nachbarn darauf beschränkt sieht? Wäre es nicht ein größeres Verdienst, die Unzuträglichkeit dieser Lebensweise recht lebhaft zu fühlen und mit allen ehrlichen Mitteln energisch nach Besserung derselben zu streben?“

Die Gemüthlichkeit ist der gerade Gegensatz der Thatkräftigkeit. Der energische Mann ist wol nie gemüthlich. Jedenfalls darf sich diese mehr weiblich-receptive, als männlich-active Sinnesart nicht dahin erstrecken, wo — die Gemüthlichkeit aufhört, nicht bloß im Sinne des Sprichwortes. Diese Grenze scheint sie aber auf dem Erzgebirg in einigen Beziehungen zu überschreiten, und zumal bei den Industriellen.

Die „gemüthliche“ Genügsamkeit, oft nicht viel mehr als dumpfe, passive Ergebung, artet leicht aus in leichtsinnige Sorglosigkeit. Man begründet eine Familie, ohne kaum das dürftigste Hausgeräth beschafft, noch weniger einen Nothpfennig gespart zu haben. Die leidige Hoffnung, daß die Arbeit der Frau und der Kinder den Verdienst des Mannes ergänzen werde, und der träge Trost, daß andere es auch nicht besser haben, bringt manches junge Paar zusammen, das anderswo noch Jahre lang geschafft und gespart haben würde. Im Ehestande kommt man noch weniger zum Sparen. In gewöhnlicher oder gar knapper Zeit ist es fast unmöglich, und in guter Zeit verleitet die „gemüth-

liche“ Lebenslust dazu, sich etwas zu gute zu thun, denn die „gemüthliche“ Hoffnung schmeichelt die ewige Dauer solcher Zeiten vor.

Auch bei der ledigen Jugend artet die Gemüthlichkeit leicht aus. Sie soll hier und da in gedankenlose Lustigmacherei, ja in üppige Sinnlichkeit umschlagen. Die Singspaziergänge des Feierabends wurden mir in einer Stadt als anstößiges Umhertreiben bezeichnet, bei dem man frage, ob die Polizei das Chiragra habe, daß sie nicht dreinschlage. Ich wünschte diese Darstellung als übertrieben bezeichnen zu können, da ich selbst bei meiner Anwesenheit die Straßen sanglos fand; aber man wird mir einwenden, daß es nicht immer, wie damals, in Strömen regne, und wird mir die Geburtslisten entgegenhalten, die allerdings ein ungünstiges Zeugniß ablegen.

Die Gemüthlichkeit lähmt, wo sie den Grundton des Charakters bildet, den Willen zum Bessermachen, zum Vorwärtsschreiten. So wohl es thut, auf dem Erzgebirg keine verbitterten Gesichter zu treffen, welche die Neigung zu Aufruhr verrathen, so sehr muß man im Gegentheil bedauern, daß auch die Energie zu fehlen scheint, die durch Selbsthilfe und durch vereinigte Kräfte das Loos zu bessern sucht. Es bestehen für einzelne Kreise und Berufsarten mancherlei Vereine und Anstalten, welche gemeinsame Bedürfnisse zu befriedigen und Mißständen vorzubeugen streben, namentlich für die Bergleute existiren Speiseanstalten, Unterstützungskassen für Kranke, Witwenkassen u. dgl. Aber nicht eine einzige Unternehmung wurde mir genannt, die von den Arbeitern selbst gestiftet und geleitet würde. Ueberall läßt man am liebsten die Behörden sorgen. In England ist das Sprichwort: „ein armer Mann ist so voll von Plänen, wie ein Ei voll von Speise“ eine Wahrheit. Jeder macht Pläne und Speculationen. Anders scheint es auf dem Erzgebirge zu sein. Aus den Gesprächen, die ich mit Männern der arbeitenden Classe geführt, mußte ich schließen, daß sie die Frage, was sie durch eigne Kraft zur Besserung ihrer Zustände beitragen können, sich selten oder nie aufwerfen und noch seltener ernst besprechen. Man hofft auf die Eisenbahn, auf gute Handelsverhältnisse, auf lauter Früchte, die reif in den Schooß fallen sollen. Man denkt nicht, wie von allen Bergvölkern, von den Schotten an bis zu den Slovaken geschieht, an zeitweilige Auswanderung, um ein durch lohnende Arbeit erspartes Sümchen heimzutragen: man läßt den Sohn fast nach den Satzungen einer Kaste immer wieder den väterlichen Beruf ergreifen, so sehr auch dessen Aussichten trübe sind. Man hört nicht von jungen Leuten, die eifrig sparen, um ihr Heil über dem Meere zu versuchen.

Es läßt sich nicht leugnen, daß die gemüthliche Genügsamkeit vielfach zur zagen Hilflosigkeit und Unbehilflichkeit geworden ist. Dazu hat außer dem Einflusse des industriellen Lebens gar sehr beigetragen, daß das Erzgebirg öfter das Unglück gehabt hat, fremde mildthätige Unterstützungen annehmen

zu müssen. So wohlthätig solche Spenden im Augenblick wirken, so sehr müssen sie das edle Selbstvertrauen und die männliche Thatkraft schwächen, der das „Hilf dir selbst“ ein Ehrenpunkt sein muß. Mancher Insaße der reich besetzten Armenhäuser mag dadurch sittlich verderbt worden sein.

Wenn aber auch die Hungerjahre, welche diesen Landstrich häufiger als einen andern mitteleuropäischen heimgesucht haben, nicht vorbeigegangen sind, ohne bleibende sittliche Schäden zu hinterlassen: mit einer Untugend, die manche andere arme Gegend, z. B. manches herrliche Alpenthal so verunziert, konnten sie die Erzgebirger nicht anstecken. Sie sind frei von der gierigen Geldlüsternheit, welche mit Wespenzudringlichkeit den Fremden umschwärmt. In der Hungerzeit hat es natürlich an Almosen Heischenden nicht gefehlt, selbst nach dem armen Wiesenthal sollen die Bedürftigen tiefer gelegener Gegenden in Scharen gekommen sein; aber jetzt, wo doch viele in sehr kümmerlichen Verhältnissen leben, kann der Fremde selbst die ärmsten Gegenden durchwandern, ohne von jemandem um eine Gabe angesprochen zu werden, außer etwa von einem Krüppel. Und die Abwesenheit der Bettelei ist nicht das Verdienst der Polizei. Der arme Erzgebirger, der den Fremden im einsamen Walde zurechtweist oder ihm am verfallenen Schacht Bericht gibt, macht auch da, wo ihn kein Auge belauscht, keine verlangende Miene, oder streckt gar, wie manche Aelpler und selbst die trotzigen Colliers in England thun, die Hand nach einem Trinkgeld aus. Bezeigt man seine Erkenntlichkeit durch eine Gabe, so wird sie mit schüchterner Dankbarkeit angenommen, der man ansieht, daß das Geschenk ungesucht kommt.

Bei den Isländern und manchen andern armen Völkern ist die Gemüthlichkeit gepaart mit einer sehr regen und kräftigen Phantasie, welche sogar den Verstand überwuchert. Anders bei dem Erzgebirger. Er scheint eher nüchtern-verständlich, als phantasiereich. Seine Ausdrucksweise ist bei aller Naivetät viel nüchterner und prosaischer als die des Harzers und Thüringers. Kühne Metaphern, ungeheuerliche Hyperbeln, barocke Wortspiele, durch die namentlich der letztere den Fremden überrascht, hörte ich bei keinem Erzgebirger. Wurde mir doch, als darauf die Sprache kam, in einem sächsischen Orte an der böhmischen Grenze die Aeußerung eines Deutschböhmen: „der Nebel sei heute so dick, als habe man ihn mit dem Besen zusammengekehrt,“ als ein Zeichen der besondern Sprachkühnheit der Grenznachbarn angeführt. Wie zahm erscheint das dem thüringer Wäldler! Der würde anderes Grobgeschütz angeführt haben, etwa: „ein Nebel, in dem eine Heugabel stecken bleibt, oder den vier Pferde nicht zerreißen.“ Seine mehr nüchterne, dem Schriftgemäßen entsprechende Ausdrucksweise läßt den Erzgebirger immer eher als einen verarmten Gebildeten, denn als einen armen Natursohn erscheinen.

Werfen wir zum Schluß noch einen Blick auf die Geschichte des Erz-

gebirgs in den letzten hundert Jahren. Bis gegen das letzte Viertel des vorigen Jahrhunderts war außer dem Ackerbau für die männliche Bevölkerung die Gewinnung der Erze, für die weibliche das Spigenklöppeln Hauptnahrungszweig gewesen. Jetzt kamen neue Industriezweige auf. Die Schmiedeinnung bildete sich an verschiedenen Orten zur Hausindustrie der Blech- und Löffelschmiede aus. In einigen Dörfern wurde das Verfertigen von Nägeln fast allgemeine Beschäftigung. Im östlichen Theil des Gebirgs sproßte eine Holzindustrie auf, welche vorzüglich Kinderspielzeug lieferte. Aber alle diese Gewerbe waren nicht im Stande, die große Zahl der rasch sich mehrenden Bevölkerung zu ernähren, und noch weniger war dies der Fall mit solchen Industriezweigen, welche wie die Serpentin-drehslei, das Bereiten von Feuerschwamm, das Anfertigen von Medicin, die Bürstenbinderei und die Korbmacherei sich auf einen Ort beschränkten. So bildeten sich immer mehr neue Gewerbe aus. Zur Leinweberei traten die Verarbeitung von Baumwolle und die Strumpfwirkeri, die sich von Chemnitz aus über ganze Reihen von Dörfern bis zum höchsten Kamm des Gebirgs verbreitete. Neben der altgewohnten Arbeit des Klöppelns kam das Sticken mit der Häkelnadel auf. Alle diese Beschäftigungen nahmen die Form der Hausindustrie an. Anfangs arbeitete jeder Hausvater auf eigne Rechnung, kaufte die Rohstoffe und verkaufte die fertige Waare selbst. Bald aber thaten sich Vertreiber und Großhändler auf, welche die Arbeiten aufkaufen ließen. Leidlicher Verdienst warb alljährlich mehr Menschen für jeden einzelnen Industriezweig. Die größere Zahl der Mitbewerber drückte allmählig den Verdienst herab, und bisweilen stockte derselbe durch Ueberproduction oder Handelskrisen völlig. Manche Beschäftigung lohnte schon damals so schlecht, daß der, welcher sie betrieb, nur unter Entbehrungen das Leben fristete.

Noch schlimmer wurde es im neunzehnten Jahrhundert. Der Bergbau erhielt sich im Allgemeinen auf gleicher Höhe mit früheren Perioden, ja er hob sich stellenweise sogar, wenn auch nicht in dem Maße, daß man die Löhne sehr merkbar hätte erhöhen können. Dagegen drang jetzt gegen die Hausindustrie ein Feind heran, gegen den alles Kämpfen vergeblich war. Dieser Feind war die englische Industrie mit ihren Maschinen. Die Namen Arkwright, Hargrave und Heathcoat tönen für das Erzgebirg wie ebenso viele Schreckensrufe. Der zur Zeit der Continentsperre eingetretene Waffenstillstand in diesem Kampfe zwischen deutscher und englischer Industrie hatte einerseits zwar den Uebelstand, daß Sachsen von seinen Manufacturwaaren nichts über die See versenden durfte, andererseits aber den Vortheil, daß man Muße hatte, sich dieselben Waffen zu schmieden, mit welchen der Briten drohte. Die Spinnmaschine, welche in den ersten Jahren des neuen Jahrzehnts in Sachsen zu arbeiten begann, hat viele Tausende brodlos gemacht. Noch 1807

zählte man im Erzgebirg gegen 50,000 Handspinner, jetzt ist das Baumwollenrad längst in die Kumpelkammer getragen. Etwas später kamen die Wollräder zum Stillstand, zuletzt riß die Maschine auch den Wollkämmern ihr Werkzeug aus den Händen. Die dadurch bewirkte gewaltige Störung des industriellen Organismus ist gegenwärtig leidlich ausgeglichen, und die Spinnmaschine gilt vielen als Wohlthat, allen wenigstens als eine Thatsache, die sich nicht mehr hinwegschaffen läßt.

Die übrigen Gebiete der Hausindustrie sind in gleicher Weise beeinträchtigt oder doch bedroht. Die Maschine, welche der Menschenhand Spindel und Krämpel entwunden, sucht ihr auch das Weberschiff und den Klöppelsack zu nehmen. Nur solche Gewebe und Spitzen, welche besondere Kunst erfordern, sind der Menschenhand vorläufig noch gesichert. Alles Größere wird sie dem Powerloom und der nottinghamer Spitzenmaschine abtreten müssen. Der Rundstuhl wird den alten Strumpfwirkerstuhl verdrängen, die Nagelmaschine die Handnägeln auf einen engen Raum beschränken. Der endliche Ausgang des ungleichen Kampfes ist unzweifelhaft: die Handarbeit wird endlich auf allen Gebieten der Industrie, welche der Mechanik offen stehen, d. h. auf allen, wo der Arbeiter nicht freischaffender Künstler ist, der Maschine das Feld räumen müssen. Die sehr lesenswerthen Capitel über die Frauenindustrie und die kleinen Industriezweige des Erzgebirges führen den Beweis davon im Detail.

„Mit entsagender Genügsamkeit fristen die Belagerten ihr Leben. Die Zahl derselben ist groß. Wo auf der Quadratmeile 8000 Menschen leben, da sind natürlich viele darauf angewiesen, ihren Unterhalt durch Arbeit für den Handel zu erwerben. Die geographische Lage des Erzgebirges ist günstig, Eisen und Kohlen sind nicht fern, der Absatz ist durch die Stiftung des Zollvereins erleichtert. Werden die Erzgebirger im Stande sein, sich zu behaupten und ein besseres, mehr gesichertes Loos zu erringen?

Sie sind gefaßt und verständig. Die Zerstörung einiger Nagelmaschinen in einer durch politische Stürme aufgeregten Zeit ist das einzige neuere Beispiel thörichter Volksraube, welche die vom Feinde erbeuteten Waffen vernichtet, statt sie zu brauchen. Auch sind die Erzgebirger genügsam und in hohem Grade anständig.

Nur an Führern fehlt es, welche die Kräfte sammeln und neu organisiren. Nicht die Eisenbahn, von deren Fortführung über das ganze Gebirge manche wol zu viel erwarten, wird gründlich helfen; Auswanderung könnte nur dann gründlich nützen, wenn ein irischer Exodus in Masse stattfände, und selbst dann wäre ihre Wirkung eine sehr zweideutige.

Nur die zweckmäßigere Pflege der schon festgewurzelten Zweige und die Einführung neuer Gewerbezweige, die dauernden guten Ertrag versprechen,

dürfte zum erwünschten Ziele führen. Die Industrie muß, wie das römische Volk, stets bereitwillig vom Feinde lernen, um dadurch ihm ebenbürtig und überlegen zu werden. Zusammenfassung der in Atome verzeitelten, Hebung der nur auf Herstellung des Wohlfeilsten und Geringsten beschränkten Industrie und klug geleiteter Großhandel scheinen die Hauptaufgaben.

Hier ist eine Gelegenheit zur Thätigkeit für die Mächte, die sich so gern als Beherrscher der Gegenwart rühmen lassen. Hier winken zwar nicht gleich anfangs hohe Procente, wol aber edle Ruhmeskränze; hier gilt es, nicht bloß Geschäfte, sondern auch Geschichte zu machen."

Ausblicke auf den Kriegsschauplatz.

8.

Die Schlacht von Solferino, wie der große Kampf an den Ufern des Mincio vom 24. Juni jetzt von den Verbündeten genannt wird, gehört zu diesen großartigen Kriegsereignissen, auf welche man öfter zurückkommen darf. Obwol wir erst die officiellen Berichte der Franzosen und Piemontesen haben, obwol wir daher vorerst nur eine einseitige Darstellung des Kampfes in seinen Einzelheiten geben können, wollen wir dies doch nicht unterlassen. Sobald von den Oestreichern etwas Weiteres vorliegt, als der dürftige officielle Bericht, nach welchem wir unsere Skizze in der vorigen Nummer gaben, können wir auch eine eingehendere Darstellung von ihrem Standpunkte aus folgen lassen.

Am 20. Juni hatten die Oestreicher das rechte Ufer des Mincio geräumt; zu derselben Zeit concentrirten sich die Verbündeten vorwärts Brescia zwischen dem Gardasee und dem Chiese. Napoleon beschloß alsbald vorzurücken, von seinem linken Flügel Peschiera einschließen, von dem rechten Mantua beobachten zu lassen, mit der Hauptmacht im Centrum zwischen den beiden Festungen hindurch über den Mincio zu gehen und gegen die Etsch und Verona vorzubringen.

Am 23. Abends gab er die Disposition für den Beginn dieser Operation aus. Am 24. Morgens um zwei Uhr, um der großen Hitze aus dem Wege zu gehen, sollten die Corps aus ihren Stellungen aufbrechen und zunächst an diesem Tage die Höhen besetzen, welche als südlichste Ausläufer der Alpen sich zwischen den Chiese und den Mincio eindrängen und nördlich und östlich der Straße von Montechiaro auf Mantua den rechten Thalrand des Mincio bis Volta hinab bilden. Auf einen Kampf an diesem Tage ward dabei nicht gerechnet.